



Katholische Missionszeitschrift der Missionäre Söhne
des hl. Herzens Jesu



Stern der Neger

Nummer 11 - März 1941
43. Jahrgang

Spedizione in abbonamento postale.

Zum Titelbild: (S. Gebetsmeinung!) Eine Heilige: Kuh.

Der Schmuck der Kinder in Alpengegenden beim Auszug zur Weide kann mit dem Schmuck dieser indischen Kuh sich kaum messen. Dafür ist die Kuh in Indien wie im alten Aegypten Symbol von mondmn্থologischen Gottheiten, sie gilt als heilig und genießt kultische Verehrung. (Fides Foto.)

Inhalt: Geleitwort für den Iosefsmonat, S. 161. — Eindrucksvolle Missionsarbeit auf dem Boden Venezuelas, S. 163. — St. Iosef, S. 166. — Zwei Briefe aus Peru, S. 167. — Missionsmethode, S. 171. — Sitten und Gebräuche bei den Vapedi, S. 172. — Passionszeit, S. 175. — Lanze und Kreuz, S. 175. — Abbildungen: Kapuzinermisionäre in Araucanien und ihre Lehrlinge, S. 164. — Vater Michael Wagner als Primiziant, S. 167. — Chinesische Katechistinnen auf der Fahrt, S. 171. — Pavian (Baboon, Hundsaße), S. 173.

Preis: ganzjährig Italien 8 Lire, Ungarn 2.50 Pengö, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken. Versand durch Missionshaus Millan b. Bressanone, Italia.

Missions-Gebetsmeinung für März:

Die Bekehrung der Hindus.

„Kaum in einem andern Lande tritt das Heidentum in so abstoßender Gestalt uns entgegen, wie gerade in Indien“, meinte ein alter Missionär. — Im alten heidnischen Rom wurde ein Pantheon erbaut, in dem die Götter der unterworfenen Völker friedlich neben den römischen Göttern ein Heim finden sollten. Indien war nie unter römischer Herrschaft; für seine Götter hätten hundert Pantheons nicht genügt. Die riesigen Prunktempel Indiens und seine unzähligen heidnischen Wallfahrtsorte reichen nicht aus, sie zu beherbergen. Dem Millionheer der Götzen sind dann wieder gewisse Tiere heilig, die ebenfalls abgöttisch verehrt werden: Affen, Schlangen, Rinder sind heilig. Wer sterbend sich an einem Kuhschwanz festhält, ist sicher gerettet. Ebenso sind bestimmte Pflanzen und Bäume heilig. „Wer einen Feigenbaum auch nur mit einem Mundvoll Wassers begießt, dem werden zehn Millionen Sünden vergeben.“ Da braucht es weder Reue noch Besserungswillen. —

Auf der Hindureligion beruht auch das Kastenwesen, das ein Hundertmillionenvolk in eine Menge einander feindlicher Klassen aufspaltet. Es ist dieses Kastenwesen eine wahre Teufelserfindung, die jede gesunde Gesellschaftsordnung unmöglich macht und im schroffsten Gegenjag steht zu christlicher Nächstenliebe. —

Hinduismus besagt auch Glauben an die Seelenwanderung mit den tollsten Folgerungen daraus. Doch genug. Die paar Worte zur Zeichnung dieser „Religion“ machen es schon klar genug, mit welchen Sklavenketten Satan das arme Volk gefesselt hält. — Beten wir für dieses sonst so reichbegabte Volk, erbeten wir ihm die Freiheit der Kinder Gottes!

Wir bitten um das Gebet für die in den letzten Monaten verstorbenen Abonnenten, unter ihnen

Frau Gertraud Michner, Acereto.

Allen Freunden und Verehrern des Dieners Gottes

P. Josef Freinademetz SVD,

sowie allen, die lernen möchten, wie man eine „neuntägige Andacht“ hält, sei das handliche Heftlein wärmstens empfohlen, das Dr. Johannes Baur bei der Verlagsanstalt Athesia Bolzano veröffentlicht hat: „**Novene**, Anleitung zum fruchtreichen Halten von Novenen vor allem zum Diener Gottes P. Josef Freinademetz S. V. D.“

Herausgeber: Kongreg. d. Missionäre Söhne d. hlgt. Herzens Jesu, Millan-Bressanone.
Schriftleitung: Dr. theol. et phil. P. M. Raffener F. S. C., Millan-Bressanone.
Druck: A. Weger's Buchdruckerei, Bressanone.

Nulla osta. — R. Prefettura, Bolzano — Gab. No. 5087, 28 dicembre 1939—XVIII.

Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Nummer 11

März 1941

43. Jahrgang

Geleitwort für den Josefsmonat.

Als die drei Weisen von Bethlehern weggezogen waren, „siehe da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traumgesicht und sprach: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Aegypten und bleibe dort, bis ich es dir sage. Denn Herodes geht damit um, das Kind zu suchen, um es zu töten. Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter des Nachts und zog hinweg nach Aegypten.“ (Matth. II. 13, 14).

Der hl. Josef erhielt den Auftrag, Jesus und Maria ins Heidenland zu bringen. Kaum daß die Vertreter der Heidenwelt den Geburtsort des Heilandes verlassen haben, ergeht so etwas wie ein Missionsbefehl an den hl. Josef und der macht sich in derselben Nacht noch auf die Reise nach Afrika und bringt diesem Lande das Allerheiligste, den Messias selbst und Maria, die Königin der Apostel, mit all den Gnaden, die an ihre Gegenwart geknüpft sind, mit all dem guten Beispiel, das nur eben die heilige Familie den armen Heiden geben konnte. Der hl. Josef — der erste Afrika-missionär — können wir wohl mit Recht sagen.

Christus hat Seine Kirche erst später gegründet. Aber war es ein bloßer Zufall — „Zufall ist der Gott der Toren“, soll ein berühmter Freigeist sich geäußert haben — war es ein Zufall, daß nach Asien gerade Afrika der erste Kontinent sein sollte, nach dem das Christentum verpflanzt wurde? Der Kämmerer der Kandake, der Königin von Aethiopien (Gebiet südlich von Aegypten) wurde von Philipp getauft und brachte das Christentum an den Nil, noch bevor der Hauptmann Cornelius in die Kirche aufgenommen wurde und bevor der hl. Paulus die Missionsarbeit in Europa eröffnete. Ich möchte annehmen, daß die Gnade eine starke Verbindung geknüpft hat zwischen der Reise des hl. Josef nach Aegypten und der des Kämmerers. Gerade für die katholische Kirche Afrikas, für das Missionswerk in Afrika dürfen wir den hl. Josef mit allem Vertrauen anrufen.

Der hl. Josef war der Hausherr, der Beschützer der heiligen Familie in der Zeit ihrer Verbannung in Aegypten ebenso, wie während des verborgenen Lebens in Nazareth. Die Kirche im schwarzen Erdteil führt wohl auch noch ein recht verborgenes Leben und ist jetzt, infolge des Krieges von Rom abgeschnitten, gleichsam in der Verbannung. Eine glanzvolle äußere Entwicklung und Entfaltung ist durch materielle Not unmöglich gemacht. Erinnern wir uns daran, daß es ein geheimes, ganz unscheinbares apostolisches Wirken gibt, das der hl. Josef in Aegypten eingeleitet hat, eine Missionstätigkeit, die wir auch heute leisten können durch Gebet, durch Zuwendung des Gnadenstromes, der in der Zukunft die Wüste in einen blühenden Garten verwandeln wird. Der hl. Josef, der erkorene Finanzminister so vieler Missionshäuser, streckt auch heute die Hand aus

für „seine“ Familie. Durch Unterstützung der Missionsgesellschaften in der Heimat schaffen die Gläubigen ebensovieler Nazareth, von denen dann christliche Glaubensboten ausziehen werden, um, predigend und Wohltaten spendend, Christum zu vertreten.



Möge der hl. Josef auch aus mancher christlichen Familie so ein Nazareth machen, in dem gewissenhafte Eltern durch Jahre stillen Betens, durch kluge, fromme Gespräche in der Seele eines Sohnes, einer Tochter den Keim legen zum herrlichen Missionsberuf!

„Aus Aegypten“, sprach der Herr durch den Propheten Oseas, „werde

ich meinen Sohn berufen.“ Der hl. Josef ernährte mit seiner Hände Arbeit das göttliche Kind im Aegypterland und sah mit heiliger Freude, wie es gedieh und wuchs. Aus Afrika will der Herr Gotteskinder berufen, aus allem Heidenland. Die Kirche formt den Leib, dessen Haupt Christus ist. Können wir zweifeln, daß der hl. Josef gerne auch für das Wachstum und Gedeihen der Kirche im Missionsland wirken und beten wird? Vereinigen wir uns mit ihm in der Sorge für die Kirche Christi in der weiten Welt, da sie ihn ja zum besondern Schutzpatron erwählt hat.

Gerade während des Märzmonates, der ihm geweiht ist, wollen wir unsere Missionsgebete und unsere Missionsarbeit in seine Hände legen zum Segen der ganzen großen heiligen Gottesfamilie auf Erden.

(P. S. J. F. S. C.).

Eindrucksvolle Missionsarbeit auf dem Boden Venezuelas.

Rom. — „Man schrieb viel von den ersten Missions-Unternehmungen der Orden, meint Mesanzu-Caracciolo, die an den Küsten Venezuelas landeten. Franziskaner und Dominikaner stritten sich um die Priorität. . .“ Doch waren es zweifellos die Franziskaner und zwar die Kapuziner, die in der großzügigsten und intensivsten Weise das südamerikanische Feld bebauten, wo sie über 200 Ortschaften gründeten die z. T. heute noch Hauptstädte des Landes bilden.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hatte Venezuela nach dem Geschichtsschreiber Lodares neun Missionspräfecturen, von denen fünf von Kapuzinern geleitet waren. Da war die berühmte Präfectur Caroni, wo sie 31 Ortschaften gründeten, Cumana mit 40, Ober Orinoco mit 19 Ortschaften; Planos de Caracas war die ausgedehnteste Mission mit 107 Ortschaften, darunter die Städte San Carlos, San Felipe, Calabozo und San Fernando und schließlich die Präfectur Perija und La Guajira, wo die Kapuziner 22 Missionsdörfer unter den Guajiros, Motimones und Caimas-Indianern schufen.

Die Franziskanerrekollekten wirkten ihrerseits im Tal des Unare bis zum Orinoco und im Cauratal, wo sie 42 Ortschaften mit rund 20.000 Indianern anlegten.

Neben den sieben Franziskanermmissionen, die von 200 Missionären versorgt wurden, bestand die Mission der Dominikaner in der Provinz Barinas mit 18 oder 20 Missionsdörfern, und dazu die Jesuitenmission Casanare in Colombia, die sich bis auf venezuelisches Gebiet erstreckte durch das Tal des Orinoco vom Cabruta bis zum Aturesfluß, wo sie 5 Missionszentren errichteten.

Man muß auf diese fruchtbaren Missionsfelder und die wohlverdienten Missionsarbeiter zurückgreifen gerade heute, wo das Volk von Venezuela, von edlem Glaubensgeist erfüllt, dem ehemals begonnenen Werk vor allem in den Tälern und Bergen des Apostolischen Vikariates Caroni in würdiger Form die Krone aufsetzen möchte. Das große Vaterland des „Befreiers“ (Bolivar) ist sich bewußt, daß es gegenüber den unerschrockenen Glaubensboten eine Dankeschuld abzutragen hat. „Venezuela“, schreibt ein berühmter Gelehrter des Landes, „erhielt seine soziale Struktur von der Religion; durch sie auch wurde das Volk wohl erzogen, daher kam die Ehrbarkeit der Sitten, es wurden die notwendigen sozialen Unterschiede

gemildert durch das Gefühl christlicher Brüderlichkeit; es konnten sich die starken Charaktereigenschaften bis zu den höchsten Höhen moralischer Größe entwickeln.“

Das Land mit seinem Reichtum an geistigen und materiellen Gütern und einer Fläche von 1,020.000 qkm hat dreieinhalb Millionen Einwohner. Kirchlich teilt es sich in 2 Erzdiozesen, 8 Diözesen, eine Apost. Präfektur und ein Apost. Vikariat; diese letzteren in den Händen von Salesianer- und Kapuzinermissionären befindlich. Die Apost. Präfektur wurde 1932 errichtet, während die Mission Caroni aus dem Jahre 1922 stammt und drei Gebiete umfaßt, die von Osten nach Westen durch zwei Gebirgszüge geschieden sind: im Norden ist es das Gebiet des Amacuriodeltas, in der Mitte das Yuruari- und im Süden das Ober-Caronigebiet. Nach der Zählung von 1922 leben in der Amacurodelta-Zone 11.322 Guaranos=



Kapuzinermissionäre in Araucanien und ihre Lehrlinge.

Die Bayerischen Kapuzinermissionäre in Araucanien-Chile tun alles um ihren Indianern das Christentum und mit ihm die Kultur beizubringen. Die zwei Schusterlehrlinge auf unserem Bild sind offenbar schon weit in die Geheimnisse des Handwerks eingedrungen. (Fides-Foto.)

Indianer, deren Christianisierung die Kapuzinermissionäre ihre ersten Kräfte widmeten. Jetzt betreiben sie die Bekehrung der Arecunas- und Laurepanes-Indianer, die etwa 80.000 qkm Land am Ober-Caroni besiedeln.

„Die Lauremanes und Arecunas sind die schönsten Indianer, die ich zu Gesicht bekam“, erklärt Kroch-Grumberg. Ich fand bei Ihnen, schreibt der Missionspater Matallana, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der südamerikanischen einheimischen Rasse, besonders in Hautfarbe, Augen und Haar. Sie haben volle Formen, freien Blick und regulären Körperbau. Verhältnismäßig leicht lernen sie andere einheimische Dialekte und sogar die europäischen Sprachen sprechen, in der Unterhaltung merkt man bei ihnen einen gewissen Scharfblick. Der Orientierungssinn ist stark bei ihnen entwickelt, derart, daß es sehr schwer ist, in ihrer Gesellschaft sich zu verlieren, auch nicht auf unbekannten Wegen. Die soziale Schichtung der genannten Indianer ist sehr einfach und selbständig: die einzelnen Fa-

milien desselben Stammes haben eine jede ihren eigenen „capitan“. Gleich einfach ist die Familienorganisation: an die Vorfahren denkt man nicht, man merkt sich bloß den Stamm, zu dem man gehört an der Hand des Dialektes, den man spricht. Sie arbeiten, wenn die Not sie drängt, ohne sich wegen der Zukunft zu ängstigen. Bemerkenswert ist auch die Brüderlichkeit, die unter ihnen herrscht. Wer durch Jagd oder Fischfang etwas erbeutet, lädt dazu seine Nachbarn ein. Auf die Reise nehmen sie kaum Vorräte mit, da sie sicher sind, daß man ihnen überall umsonst anbietet, was man hat. Noch mehr: wenn ihnen im eigenen Haus die Vorräte ausgehen, ziehen sie zeitweise zu andern, von denen sie gut aufgenommen werden, ohne daß sie den Unterhalt vergüten müssen.

Die Kapuzinermisionäre haben in den neun Jahren, da sie im Großen Savannengebiet mit der Grenze gegen Brasilien arbeiten, Verdienstvolles geleistet. Wie schon früher für die Guaraunos, haben sie jetzt auch in der Taurepan- und Arecunasprache eine Grammatik zusammengestellt.

Während die Älteren in ihren Hütten und Wohnungen Katechismusunterricht erhalten, werden die Kleinen in einer Art Internat gesammelt, wo sie neben dem Elementarunterricht von den Missionschwestern eine bürgerlich-häusliche Erziehung erhalten.

Das Apost. Vikariat Caroni hat bei einem Flächeninhalt von 175.000 qkm nach dem Stand vom Juni 1938 78.777 Katholiken, während die Nichtchristen sich nur auf 14.000 beziffern.

Die Fortschritte gehen sicherlich einen langsamen Gang. Das ist auf die große Ausdehnung des Gebietes, auf den Personalmangel und vor allem auf das Fehlen der Verkehrswege zurückzuführen; daher wurden ja auch Motorboote angeschafft. Bedeutende Bevölkerungszentren gibt es nicht, dafür leben die Indianer weithin zerstreut. Der Missionär muß sich zuerst auf die Suche nach seinen Schäflein in Hütten und Häuser begeben, um sie zu sammeln und dann zu unterrichten.

Um die entsagungsvolle schwierige Arbeit der Missionäre in den verschiedenen Gebieten Lateinamerikas gebührend einzuschätzen, muß man vor allem die vorhandenen Schwierigkeiten in Betracht ziehen. Wenn man die Arbeit beschaut, die unsere Missionäre seit Jahren in den Wäldern Venezuelas, Colombias, Ecuadors, Bolivias und Brasiliens leisten, muß man bei all ihrem Eifer und ihrer Begeisterung sich oft fragen: „Entsprechen die Resultate auch wirklich den großen Anstrengungen?“ Wir sehen die evangelischen Arbeiter ewig auf Reisen gefahrvoller, schwieriger Art durch Berge, Täler, Wälder und Flüsse. Dabei geben sie Unterricht, spenden die Taufe und andere Sakramente, predigen das Wort Gottes, um aber bei der nächsten apostolischen Reise zu ihrem Leidwesen zu sehen, daß nicht wenige der vorausgehenden Erfolge in den Wäldern wieder vernichtet sind.

Das Fehlen fester, bleibender einheimischer Siedlungen ist u. E. das große Hindernis für die Missionstätigkeit in Lateinamerika, und unwillkürlich schweifen die Gedanken auf die ehemals so berühmten und wirksamen Reduktionen zurück.

Man wählte den durch gesundheitliche und günstige Lage ausgezeichneten Punkt inmitten ausgedehnter Felder. Den Mittelpunkt bildete ein geräumiger Tempel, an den die Residenz der Missionäre und die Schulen angebaut wurden; hinter der Kirche lagen die Gärten der Patres, vor derselben weitete sich der große Platz mit Kreuz und Muttergottesstatue.

Ringsum erhoben sich die Häuser der sonstigen Bewohner und weiter-

hin reichten sich die fruchtbaren Ländereien, ausgedehnter Wald- und Weidebestand. Die Zahl der Bewohner einer solchen Siedlung schwankte zwischen tausend und siebentausend.

Auch Sr. Erz. Mons. Costantino Villa scheint die Erinnerung an die alten Reduktionen vorzuschweben bei seinen weitausholenden Plänen.

Um die Bekehrung der Arecunas und Laurepanes zu beschleunigen, möchte der Bischof in dem Großen Savannengebiet eine Missionsiedlung im Schatten eines der hl. Theresia vom Kinde Jesu geweihten Heiligtums mit Asyl, Schulen, Hospital, Mütterheim erstehen lassen. Jede Familie soll ihr eigenes Heim haben, wenn sie sich fest ansiedeln möchte und ernsthaften Arbeitswillen hat. Der Prälat denkt an Kooperativ-, Darlehens- und Konsumgenossenschaften, um den Einheimischen Samen, Maschinen, Kredite verschaffen zu können, die sie für ihre landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiten brauchen.

Mons. Villa wird an den Plan als alter Missionär jener Gegend und als Kenner der Bedürfnisse ihrer Bewohner herantreten und wird dabei die Unterstützung aller Katholiken Venezuelas finden.

(Fides, Mai 1940.)

St. Josef.

Lilien blüh'n in Deiner Werkmannshand,
Die gewandt

Heil'ges Land,
Lilienbeete, soll betreuen;
Lilien reichet Dir die Jungfrau dar,
Sonnenklar,
Schön fürwahr,
Herz und Aug' Dir zu erfreuen.

Deilchen, dem der holde Himmel blaut,
Nie geschaut,
Lichtbetaut,
Davids Blumengartens Zierde,
Dir neigt sie sich, aller Jungfrau'n Kron',
Gottes Bohn
Steigt vom Thron
Und beugt Dir sich, Deiner Würde.

Rosen! Rosen! Wie das duftig blüht,
Prangt und glüht!
Lockt und zieht
Jesum selbst in Deine Arme;
Ihm Dein liebend Vaterauge lacht
Tag und Nacht
Und bewacht
Jesu Heim vor jedem Harme.

Palmen rauschen über Nazareth,
Sanft umweht
Dorn Gebet,
Das durch ihre Blätter schwingt;
Frieden säckeln sie Dir, sel'ge Ruh',
Josef, zu.
führ' uns Du
Heim, wo ew'ger friede winkt!

Zwei Briefe aus Peru.

1. Priesternot.

Brief von Hochwürden P. Michael Wagner an seinen Vater.

Lieber Vater!

Pozuzo, 20. August 1939.

Ein Jahr bin ich nun hier. Ein Jahr voll von Erlebnissen, von Freud' und Leid. Mir kommt's vor wie ein Traum und doch wird es mir immer mehr bewußt, daß ich fern, ja sehr fern von meiner Heimat bin. Mir ist's, als hörte ich, während ich diesen Brief schreibe, die Glocken meiner Heimatkirche erklingen und sähe ich Euch um den Tisch sitzen in stiller Abendstunde. Sedomoch das Rauschen des Huacabambaflusses und das tausendstimmige Urwaldkonzert der Frösche weckt mich von meinen Träumen auf



P. Michael Wagner als Primiziant 1937.

und ruft mich in die Wirklichkeit zurück. Ich bin in Peru im wilden Urwald, fern von der Welt. Mein lieber Vater! Manche Freude durfte ich schon erleben bei meinen Indianern. Ich wollte, es könnte mein Väterchen seinen Sohn manchmal sehen, wie er hoch zu Pferd durch den Urwald reitet und nach den verlassenen Indianern sieht, sie in ihren Hütten mit den Palmdächern aufsucht und ihnen das heilige Evangelium verkündet. Ich bin glücklich bei meinen lieben Leuten. Ich liebe die wilden Kerle und sie haben auch ihren Taita Michel gern. O wie freuen sich die Indianer, wenn ich sie in ihren Hütten aufsuche. Es ist das immer ein großes Fest, ein Besuch des Taita. Wahrlich, bei der Primiz hätte man es auch nicht feierlicher machen können wie hier, wenn ich die Indianerdörfer besuche.

Vor einigen Wochen besuchte ich ein Indianerdorf, ganz im Urwald versteckt. Mit Blumen und Früchten kamen mir die Indianer entgegen. Ich war der erste Priester, der sie besuchte. Alle waren getauft. Während der Zeit, da ich mich bei ihnen aufhielt, war meine Behausung von Indianern umlagert, die auch in der Nacht nicht von mir wichen. Sie brachten mir Eier, Raffee, Zucker, Reis, Orangen, Hühner, und zwar so viele, daß ich meine Hütte vollgestopft hatte von Lebensmitteln.

„Taita“, baten sie mich, „Du mußt immer bei uns bleiben, wir bauen Dir ein schönes Haus, dann mußt Du uns und unsere Kinder beten lehren. Taita, wir sind wie arme Waisenkinder, die keinen Vater haben. Bleib bei uns, denn wenn ein Löwe kommt, dann wird er uns auffressen; denn wir sind eine Herde ohne Hirten.“

Ich taufte zwölf Kinder und spendete vielen das Sakrament der Buße und die hl. Kommunion. Darunter alte Leute von 70 bis 80 Jahren. die wohl getauft waren, aber nie mehr seitdem einen Priester gesehen haben.

Während der Zeit, da ich hier bin, habe ich schon hundert Kindern die heilige Taufe gespendet. Bei einer Missionsreise vor einigen Monaten taufte ich innerhalb drei Wochen 70 Kinder bis zu sechs Jahren. Die Indianer verehren den Missionär wie ein höheres Wesen. Wirklich, mein Vater, da kann man für den Heiland arbeiten und ihm Seelen zuführen. Man vergißt bei diesen Seelsorgsfreuden gerne alle Leiden und Strapazen, die eine Reise zu den Indianern kostet. Man muß große Opfer bringen, man stößt auf beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten. Es fehlt nicht an Kreuz und Leiden; aber gerade das sichert einem den Erfolg bei der Arbeit. Der Heiland mußte auch Furchtbares leiden für die unsterblichen Seelen; dann wird auch dem Missionär das Leiden nicht erspart bleiben. Oft, wenn's nimmer gehen will, wenn die heiße Tropensonne den Körper schwächt auf den tagelangen Ritten durch den Urwald, wenn die Füße durch das Springen über die Urwaldbäume und durch das Waten über angeschwollene Bäche müde werden, dann bete ich zum heiligsten Herzen Jesu: „Heiland, gib mir Kraft, es handelt sich ja um Deine Dir so lieben Seelen, die ich Dir zuführen will. Herr gib mir Seelen, nur Seelen! Alles ertrage ich gern für die unsterblichen Seelen.“ Und ich muß sagen, das heiligste Herz Jesu hilft mir immer in auffallender Weise. Ein Beispiel davon:

Neulich kommt ein Mann zu mir. Es ist nachmittags um 3 Uhr. „Vater“, sagte er zu mir, „mein Bruder liegt krank in einem Hause, das 1½ Stunden weit von hier (Pozuzo) entfernt ist. Er kann nicht mehr reden und hustet furchtbar.“ Ich holte sofort mein Reittier, sattelte es und schwang mich aufs Pferd. Im Galopp ritt ich durch den Urwald. Mein Begleiter keuchte hinterdrein. Mir war, als drängte eine innere Stimme mich vorwärts. Ich betete zum Heiligsten Herzen Jesu, es möchte doch den Kranken nicht sterben lassen. Es ging bergauf, bergab, mein Reittier schwigte und pufete. Endlich war ich im Hause des Kranken angelangt. Ich trat in das Zimmer und fand den Kranken, einen Burschen von 19 Jahren, röchelnd daliegen. Ich hörte seine Beicht und, wie ein Wunder, er konnte jetzt ein bißchen sprechen. Dann spendete ich ihm die letzte Delung und betete ihm hierauf die Sterbegebete vor. Da, als ich sprach: „Zieh' hin, christliche Seele“, kam ein Blutstrahl aus Mund und Nase, ein letztes Zucken, und er war gestorben. Erst vor zwei Monaten hatte ich den Burschen im Beichten unterrichtet. Ich danke dem Heiligsten Herzen Jesu, daß es diesem Jungen die große Gnade gegeben hat, so gut vorbereitet zu sterben; eine Viertelstunde später und er wäre ohne Priester gestorben. Gott segnet die Opfer des Missionärs.

Lieber Vater! Tu auch ein bißchen für meine Missionsarbeit beten und opfern. Ich weiß ja, Ihr vergeßt Euren Sohn im fernen Arbeitsfeld Gottes nicht. Ich brauche das Gebet so notwendig; denn, wenn der liebe Gott nicht den Indianern die Gnade gibt, dann kann man umsonst arbeiten. Man muß die Gnade vom lieben Gott durch Gebet und Opfer erzwingen. Ich leide gerne die Strapazen des Klimas und der Reise, wenn ich nur ein bißchen Erfolg habe und ein paar Seelen dem Heiland gewinnen kann.

Lieber Vater! Du weißt nicht, wie wehe es einem Missionär tut, wenn er die reife Ernte sieht und so wenig Arbeiter darin findet. Es geht da einem Missionär wie einem Bauern zur Erntezeit, wenn er seine Felder durchstreift und die wogenden reifen Saaten sieht, die geschnitten werden sollten, aber keine Arbeiter hat, die ihm helfen. Unser Arbeits-

feld ist groß, aber nur zwei bis drei Missionäre! Es gilt daher von einem Ort zum andern zu wandern, solange die Körperkraft reicht. Das ist meine Freude und mein Glück und ich vergesse dabei alles Leid, wenn ich nur meinen Indianern helfen kann; denn ich liebe sie alle so sehr, weil sie Seelen sind, für die der Heiland gestorben ist. Und meine größte Ehre wird es sein, als „Sohn des Heiligsten Herzens Jesu“ für meinen Vater zu arbeiten und alle meine Kräfte, sogar mein Leben, in seinem Dienste zu opfern.

Zum Schlusse, lieber Vater, die besten Glückwünsche zum Namenstag. Ich werde an diesem Tage an Dich denken und an meine Heimat im Bayerschen Wald, an die grünen Tannen und knorrigen Fichten, bei denen ich so gerne in meinen Jugendtagen weilte. Es grüßt Euch alle aus weiter Ferne Euer Sohn
P. Michael Wagner.

2. Ein Priesterseminar im Peruanischen Urwald.

Brief von Hochwürden P. Michael Wagner an seine Eltern.

Liebe Eltern!

Huanuco, 21. März 1940.

Mein langes Schweigen mag Euch beunruhigt haben. Grund war der Wechsel der Ereignisse bei Euch und auch hier. Ich bin nämlich ab Oktober 1939 vom Bischof ins Seminar als Professor der Theologie und Spiritual berufen worden. Zugleich hat mir der Bischof die ganze Verwaltung übergeben. Mein Aufenthalt ist nun die Stadt Huanuco und nicht mehr Pozuzo. Zuerst war ein deutscher Vater an meiner Seite, jetzt aber bin ich ganz allein. Höre schon seit Monaten kein deutsches Wort mehr. P. Spelkofer ist noch in Pozuzo und der andere ist bei den Indianern in den Dörfern. Ich würde auch lieber im Urwald herumwandern, doch auf Befehl des Bischofs von Huanuco mußte ich den Urwald verlassen und in eine Indianerstadt ziehen. Wollte ich alles schildern, wie hier das Stadtleben aussieht, dann würde einem der Appetit vergehen, nach Peru zu reisen. Ihr dürft Euch unter diesem Huanuco nicht ein Straubing oder Cham vorstellen, mit den schönen Straßen und den fauberen Häusern.

Nur eine kleine Schilderung von meiner Arbeit. In erster Linie bin ich Spiritual der Buben und der Theologen. Es sind vor allem Indianerbuben, die einmal Priester werden wollen: vierzig kastanienbraune Indianerkinder. Das ist ein Leben, ein Geschrei und ein Getummel. Man merkt das Blut der Spanier und der Inkas in diesen Kerls. Anfangs kostete es für sie viele Ueberwindung, sich in die Seminarordnung einzufinden, aber alle haben guten Willen. Die Buben haben Vertrauen zu mir, wenn ich auch ein bißchen streng bin. Besonders das Latein will den Jüngens nicht in den Kopf hinein. Ein Lehrer soll nichts hingehen lassen, hat unser Professor gesagt. Und ich erinnere mich noch lebhaft an alle die peinlichen Szenen im Lateinunterricht. Ich bin nie ein Freund der Bubenschinder im Latein gewesen, aber hier unter den Indios, die einen manchmal ganz ungläubig anschauen, wenn man sie „mensa, mensae“ durchdeklinieren läßt, möchte einem der Geduldsfaden schon abreißen. Frägt man sie: „Hast du es gelernt?“, dann lachen sie einem mit ihren schwarzen stehenden Augen an und antworten: manana Padre (morgen Vater).

Ich habe nicht nur Lateinunterricht, sondern auch Theologie zu lehren. Daneben hat mir der Bischof die Verwaltung des Seminars über-

geben. Fast täglich verkehre ich mit ihm. Ein guter Bischof. Wenn Ihr den P. Stang (Gründer von Ellwangen-Josefstal) Euch vorstellt, dann habt Ihr ein Bild von dieser Erzellenz.

Das Klima von Huanuco ist sehr gesund. Ewiger Sommer mit angenehmer Wärme. Es regnet wenig, daher gleicht Huanuco ein bißchen einer Stadt in der Wüste. Ich habe es gut hier. (Der Bischof zahlt mir monatlich 80 bis 100 Soles, dazu die Messen im Monat 120 Soles.) Ich erwarte neue Priester aus Deutschland, die mir helfen sollen, jedoch bis jetzt ist es beinahe unmöglich. Hätte Xaver (leiblicher Bruder) Lust, mit mir zu arbeiten nach dem Krieg? Bis jetzt bin ich ganz allein hier. Ich spreche nur spanisch und höre kein anderes Wort. Da gibt es viel zu studieren. Denn in einer fremden Sprache Unterricht erteilen, ist anfangs schwer.

Der Bischof will mir in nächster Zeit das ganze Seminar übergeben. P. Ipfelkofer wollte mich nicht gerne fortlassen. Jetzt ist er allein in der deutschen Kolonie Pozuzo. Hin und wieder besucht mich ein Deutscher aus Pozuzo, das von hier sechs Tage weit entfernt ist.

Ich bin jetzt seit Oktober 1939 angestellt. Die Ferien (Januar bis März) verbrachte ich in Pozuzo. Ende Februar reiste ich zu Fuß bis Huanuco mit vier Tieren, die Kaffee und Reis, den ich in Pozuzo für das Seminar gekauft hatte, mitnahmen. Auf der Reise durch den Urwald wäre mir bald mein Begleiter, der einen Fluß durchwatete, ertrunken. Ich mußte mir den Weg an manchen Stellen selber machen. Ein Tier hielt die Reise nicht mehr aus und ich ließ es daher zurück. Meine Stiefel, die noch ein teures Andenken an Deutschland waren, sind leider zerrissen, so daß ich ohne Sohlen, teilweise barfuß gehend, an mein Ziel gelangte. Eine kleine Strecke fuhr ich mit dem Auto; der Karren kam aber nicht weit, ein Rad ging weg und nur der Hilfe Gottes ist es zu verdanken, daß wir nicht in den tief unten liegenden Fluß stürzten. Ebenderselbe Wagen stürzte am nächsten Tage über eine Böschung, wobei einer tödlich verunglückte und die übrigen schwer verletzt wurden. Der Chauffeur war ein Neger, der wie ein Rasender in dunkler Nacht ohne Licht seine Fahrt machte.

Noch ein Abenteuer aus dem Urwald. In den Ferien machte ich einen Jagdausflug in die Wildnis. Ich nahm meine Büchse und mit drei Begleitern bahnten wir uns einen Weg durch den ewigen Urwald. Es war Regenzeit; alle Flüsse angeschwollen. Mit Mühe durchwateten wir einen Fluß, nachdem wir eine seichte Stelle gefunden hatten. Am ersten Tag schossen wir einen großen Affen mit einem Jungen. In derselben Nacht gab es Reis mit Affenfleisch, das köstlich schmeckte. Das Menschenfleisch, erzählte mir ein alter Indianer, soll einen ähnlichen Geschmack haben wie das Affenfleisch. Jedenfalls, ich aß mich am Affenfleisch satt. Wenn auch anfangs zaghaft, aber nach und nach hatte ich alle Scheu überwunden. Wenn Xaver einmal kommt, dann werde ich ihm ein paar fette Affen räuchern lassen. Mit einer Flasche Bier und süßem Affenfleisch feiern wir dann das Wiedersehen. Am nächsten Tag verfolgten wir ein Rudel Wildschweine, über 200 an der Zahl. Als der Abend anbrach und die Urwaldpalmen leise sich im Winde wiegten, wurde aus Palmenblättern ein Dach verfertigt und wir legten uns auf bloßem Boden schlafen. Die Moskitos haben mich ordentlich verstoßen. Diese Urwaldnächte sind etwas Interessantes. Ein Summen, ein Klucksen, ein Gezeter und Surren, als wären alle Hegen losgelassen. Am nächsten Tage machten wir uns auf den Heimweg. Aber, o weh, als wir den Fluß überschreiten wollten, war er so hoch ange-

schwollen, daß wir nicht weiter kamen. Wir ließen uns in einer von Indianern verlassenen Hütte nieder und warteten. Der Hunger machte sich fühlbar. Der Magen knurrte erbärmlich. Ich entdeckte in einem Winkel der Indianerhütte Bananen, die ich mir zu Gemüte führte. Nach einigen Stunden versuchte ich von neuem den Fluß zu überqueren. Ich glaubte eine gut überschreitbare Stelle gefunden zu haben. Als ich aber immer weiter den Fluß entlang watete, spürte ich immer tiefere Stellen. Bald ging mir das Wasser bis zur Brust hinauf. Ich kam in einen Strudel. Zum Glück konnte ich mich an einem im Wasser liegenden Stamm halten und nach langer Mühe herauskommen.

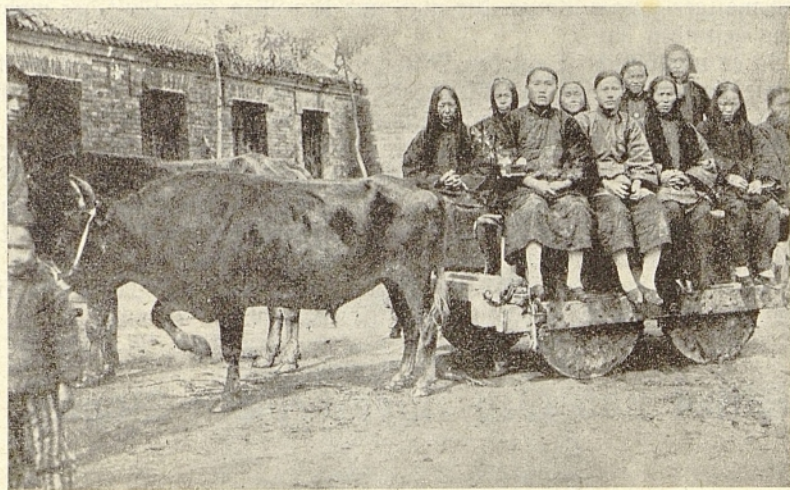
Mitternacht war es geworden, bis ich in Pozuzo ankam. So sind die Jagden im Urwald. Nun bin ich vom Urwaldmenschen in einen Theologieprofessor umgewandelt worden. Ich hoffe aber, wieder aus den Büchern herauszukommen, und mich tiefer in den Urwald hineinzugraben.

Es kommt auf die Zeiten an. Es kann sein, daß mich der Bischof in eine Pfarrei versetzt. Vorerst will er mich nicht vom Seminar weglassen. Es grüßt Euch vielmals
Euer Sohn P. M i c h a e l.

Missionsmethode.

Glaubensbewegung in der jungen Apostolischen Präfektur Kinghsien.

Kinghsien (Hopeh, China). — Mehr als je erfordern die heutigen Zeitumstände eine Großzahl gutgeschulter Missionshelfer. Manche der 25 Missionäre in der jungen Präfektur Kinghsien haben 40, 50, einer sogar über 70 Katechumenate zu besetzen; und es ist nicht leicht die geeigneten Kräfte zu finden, zumal manche altverdienten Katechisten den Anforderungen von heute nicht mehr gerecht werden können.



Chinesische Katechistinnen auf der Fahrt.

Chinas Katholiken haben in den letzten zehn Jahren um 28% zugenommen. Obwohl auch das Missionspersonal sich in dieser Zeit verdoppelt hat, reicht es bei der Bevölkerungswelle, die gerade heute das leidende China erfasst hat, für seine Aufgabe nicht aus. Wir sehen eine Gruppe von Katechistinnen der Mission Kweitechju, die auf primitivem Ochsenkarren nach den Punkten ihrer Wirksamkeit fahren.

(Fides Foto.)

Um diesen Schwierigkeiten nach Kräften zu begegnen, versuchte es der Apost. Präsekt von Kianghsien Mons. Brellinger zu Neujahr mit einem dreiwöchentlichen Ferienkurs.

34 junge Katechisten fanden sich dazu in den armseligen Räumen der Missionsniederlassung von Hoangkoutchoang zusammen, um unter Leitung eines tüchtigen chinesischen Priesters Petrus Wang ihre Glaubens- und Wissensgrundlagen zu vertiefen. Ein langjähriger Schulvorstand las über Unterricht und Unterrichtsmethoden, während ein ehemaliger Rechtspraktikant die wichtigsten Fragen des Familienrechtes, der Abfassung von Schriftstücken, Urkunden, und Akten behandelte. Erklärung des Katechismus, und der leider so vielen schwer verständlichen Gebete war das Thema der täglichen praktischen Übungen. Den Abschluß bildete ein zweitägiger Exerzitienkurs und die Tagung der Katholischen Aktion, in der besonders die Zusammenarbeit von Schule und Familie in der religiösen Kindererziehung zur Behandlung kam. Neubereichert mit vielen Anregungen, gingen die jungen Apostel hinaus auf ihre Posten.

Schon lange werden in verschiedenen Missionszentren wie Siensien, Nanking zur Vertiefung des Glaubensverständnisses bei gebildeten Katechumenen und zur Vorbereitung auf die Taufe Kurse abgehalten, in denen sich Gebildete einen vollen Monat hindurch durch Unterricht und Studium die notwendigsten Glaubensgrundlagen erwerben. Es ist wohl diesen Kursen und der apostolischen Bewegung, die von ihnen ausgeht, allein zu danken, wenn H. P. Kronthaler in Nanking seit Herbst vorigen Jahres 167 Erwachsenen meist aus besseren Kreisen die Taufe spenden konnte. Mit Beginn des zweiten Mondes wird auch in Hoangkoutchoang eine Reihe solcher Kurse eröffnet. An Teilnehmern fehlt es nicht. Schon für den ersten Kurs stehen zwei mit Hochschulbildung, mehrere mit halber oder ganzer Mittelschulbildung auf die Teilnehmerliste. Zu letzteren zählt ein ehemaliger junger Bonze, der nun auch den Weg zum Kult des wahren Gottes gefunden hat.

Da es unmöglich ist, all den Bitten um Katechisten und Glaubenschulen, wie sie jetzt vielfach gestellt werden, nachzukommen, suchen die Missionäre vor allem die in Altchristenzentren gelegenen Katechumenen zu erfassen. In einer Gemeinde, die nun trotz wiederholten Bittens keine Schule bekam, lud der Vorstand selbst eine christliche Frau aus der Verwandtschaft ein, um Unterricht zu erteilen. Wie staunte der Missionär, als er gelegentlich eines Besuches bei einer Schwerkranken feststellen konnte, daß das ganze Dorf schon mehr an Katechismus und Gebeten gelernt hatte als manche Altchristen wußten.... Und der Missionär fügt seinem Bericht hinzu: Der Geist des Herrn weht wo er will.

(Fides, Mai 1940.)

Sitten und Gebräuche bei den Bapedi.

(P. M. R. F. S. C.)

III. Kinder- und Jugendzucht.

(Fortsetzung.)

Da gibt es keine Windeln und keine Fatschen, keine schöne Wiege und kein nettes Kinderwägelchen. Das zarte Wesen muß auf dem harten Boden liegen und sitzen oder schlafen mit einer Matte oder einem Fell als Unterlage. Damit will ich nicht behaupten, daß der Boden sein gewöhnlicher

Aufenthaltort ist. Der befindet sich vielmehr auf dem Rücken der treubeforgten „Mma“ oder Mutter. Dort sitzt das Bapedelein wie zu Pferde von einem Ziegenfell mit den Haaren nach innen — das derzeit vielfach von einer Decke ersetzt wird — unterstützt und umhüllt, so daß nur das Krausköpflein herauschaut; das Fell oder die Decke ist vorne über der Brust der Mutter zusammengebunden, damit die zarte Last nicht abrutschen kann. So sitzt der kleine Negerfürst auf einem Thron, wie es keinen sichereren und keinen kostbareren geben kann. Ob die Mutter zu Hause schafft: auf den Knien Maiskörner mahlt, kocht, Bier braut, ob sie auf dem Felde Unkraut jätet — Holz oder Kuhloden als Brennmaterial sammelt, in großen Tontöpfen auf dem Kopfe Wasser trägt — oder die Frucht sammelt; ob sie Besuche macht, mit Weibern schwätzt — das ist internationale Sitte — oder Kirchen geht, immer führt sie ihren Liebling mit sich als stolzen Reitersmann, allerdings nicht in kriegerischer Aufmachung, sondern für gewöhnlich im schlafenden Zustand. Das Kriegsgeschrei stimmt er nur an, wenn der Magen seine Rechte fordert.

Nach dem 3. Lebensjahr beginnt für die Knaben eigentlich das Zeitalter der goldenen Freiheit, wenngleich sie noch der mütterlichen Autorität unterworfen sind. Zuhause sind sie eigentlich nur in der Nacht und wenn der Magen knurrt, d. h. zur Mahlzeit und bei dieser auch oft nicht; denn die kleinen Rangen haben das Recht auf Gastfreundschaft, wo immer sie sich einstellen zur Essenszeit. Aber außer der bestimmten Zeit gibt es nichts zu beißen, zu naschen oder zu lecken. Diesbezüglich wird streng Ordnung gehalten und einem Uebel vorgebeugt, das anderswo bei Kindern nicht selten zu beklagen ist, die Trogköpfigkeit; man sucht eigensinnige Kinder zu gewinnen durch einen Leckerbissen, ohne zu ahnen, daß man damit Trogköpfigkeit großzieht. Sind die Bengel etwas größer geworden, so werden sie zu passender Beschäftigung herangezogen, und das ist eigentlich nur eine, nämlich das Viehhüten; was sie um so lieber tun, als sie wissen, daß ihnen damit der größte Schatz der Familie anvertraut



Bavian (Baboon, Sundaaffe)

ist. Auch die gefräßigen Affen aus den Mais- und Amabele-Negerkornfeldern verschrecken, ist ihr Privileg. Sie laufen dabei keine Gefahr; denn selbst die größten Babune (Baviane), und wenn sie noch so zahlreich einbrechen, sind auf Diebswegen ungemein feig und nehmen vor dem kleinsten Knirps Reißaus. Zu Mädchen- und Frauenarbeiten wird ein Knabe nicht angestellt. So bildet sich in ihm schon früh das männliche Selbstbewußtsein, das ihn weit über das weibliche Geschlecht hinaushebt und den Bapedi wie allen heidnischen Negerstämmen eigen ist.

Anders verhält es sich mit den heranwachsenden Mädchen. Diese bleiben unter der vollen Autorität der Mutter und in gewissen Punkten, wenn mehrere Frauen vorhanden, der Hauptfrau und müssen ihr überall zur Hand gehen, so z. B. die Wohnung und den Hof reinhalten, Wasser holen, Brennmaterial sammeln, Felder jäten und die Vögel von der heranreifenden Saat verschrecken usw. Aber überanstrengt werden sie nicht. Der Neger kennt keine Hast und Uebereilung. Er denkt sich, die Arbeit läuft mir nicht davon, warum soll ich ihr nachlaufen? Und was der Erwachsene nicht tut, verlangt er auch von den Kindern nicht.

Besonderes Gewicht legen die Eltern auf die Hebung des Pflichtbewußtseins bei den Kindern und verwenden dazu nicht den positiven, sondern den negativen Pol; d. h. sie belohnen nicht das Gute, sondern sie bestrafen bloß das Böse. Sie gehen von dem Grundsatz aus, daß die Kinder, solange sie überhaupt noch erziehungsfähig sind, die Fassungskraft hauptsächlich in Hinterpommern liegen haben, wie schon ein alter griechischer Philosoph behauptet haben soll. Als einmal ein Bürschlein in der Schule wegen besonderen Fleißes belobt und belohnt wurde, waren die andern darüber ungehalten und hielten es für eine Ungerechtigkeit, daß sie nichts bekamen. Er habe ja nur seine Pflicht getan, da brauche es keine Belohnung.

Die Strafe hingegen für die Pflichtverletzung nehmen sie ruhig hin als ganz selbstverständlich, wenn man sie dabei ertappt. Im Gegenteil, die Eltern oder irgend ein Vorgesetzter wird das ganze Ansehen bei ihnen verlieren, wenn er den Fehltritt nicht ahndet. Nur darf man einen abgebüßten Fehltritt ihnen nicht nachtragen oder später vorwerfen. Ich habe einmal unsern Hüttbuben David erwischt beim Spielen mit Kameraden, währenddem unsere Ochsen sich an fremdem Mais gütlich taten, den ich bezahlen mußte. Ich pflanzte ihm 25 auf das blanke Sitzleder, die er geduldig und ergeben hinnahm ohne sich zu rühren. Nach vollendeter Operation stand er auf, reichte mir die Hand und sagte mit der größten Ruhe: „Jetzt sind wir quitt. Du hast da gezahlt, (meine Tasche andeutend) und ich habe hier gezahlt“ (hinten hingreifend). Er hat mir auch nichts nachgetragen; aber aufgepaßt hat er in Zukunft.

Eigentlich hatte David — nicht zu verwechseln mit dem Hirten David des Alten Testaments — mit seiner Behauptung: „Jetzt sind wir quitt“, ein gar weises Wort gesprochen, wohl wert, überlegt und beherzigt zu werden. Gibt es doch Eltern, Lehrer-Erzieher aller Schattierungen und sonstige Leute mancherlei Art, die den gerügten und bestraften Fehltritt eines kleinen oder großen Kindes nie vergessen können und immer wieder, oft nach Wochen, Monaten und Jahren auf einem geschossenen Bock herumreiten wie die mittelalterliche Wetterhege auf ihrem struppigen Besen. Als ob eigene und fremde Wunden jemals heilen könnten, wenn man sie immer wieder aufreißt.

(Fortsetzung folgt.)

Passionszeit.

Der Mensch, der geweint und gelitten,
Seit Eden verloren, entschwunden,
Hat in Tränen auch Siege erstritten
Und Menschlichkeit dankbar empfunden;
So lerne denn Schmerzen verwinden
Und als Bruder zu Brüdern finden!

π

Lanze und Kreuz.

Geschichtliche Erzählung von Br. A. Cagol F. S. C.

VI. Die Niederlassung (Fortsetzung.)

Der Großhäuptling empfing den „Dschal duony“ (großen Mann) mit Freundlichkeit auf dem großen Dorfplatz, der bald von Männern angefüllt war, während neugierige Jugend aus sicherer Entfernung die Hälse reckte. Die Krieger hatten zur Feier des seltenen Ereignisses Besuchsanzug angelegt. Die einen hatten den ganzen Körper mit Butterfett angeschmiert, daß sie glänzten und tiefsten; andere hatten sich gar mit Hossalbe eingerieben, einer Mischung von Ruhdiengerasche und vergorener Sauche. Alle waren bewaffnet, als wenn es zum Kampfe auf Leben und Tod ginge, was seltsam genug abstach vom harmlosen Außern der beiden Besucher. Auch Kaltoh und Bol, der Zauberer, waren anwesend. Letzterer hatte sich eilig eingefunden und hielt sich immer in der Nähe des Großhäuptlings, scharfen Auges den weißen Fremden beobachtend. Ador war nicht anwesend in der Versammlung der Männer.

Atschwat ließ sich mittels des Dolmetsch in ein längeres Gespräch mit dem Provikar ein. Vorsichtig fragte er nach dessen Verhältnissen, ob er in Kaltum (Khartûm) wohne, wieviel Frauen er habe. Letztere Frage war sehr wichtig, um nach Schillukbegriffen die gesellschaftliche Bedeutung des Besuchers festzustellen. Als Reinhaller erklärte, daß er auch nicht eine Frau besitze, sank er in der Meinung der Zuhörerschaft abgrundtief. Spöttische Heiterkeit erfaßte die Männerrunde. Diese fand nun auch in der äußeren Erscheinung des Weißen des Lächerlichen. So der Bart. „Hat er nicht Haare im Gesicht wie ein Affe?“ fragte man sich gegenseitig. Die Schilluk dulden keine Bärte, überhaupt keine Haare am ganzen Leibe (den Kopf ausgenommen), sondern zupfen alles sorgfältig aus.

Im Verlauf des Gespräches erzählte Reinhaller, er sei auf dem Wege nach dem oberen Flusse, wo er bei den Dinka und Bari je ein Haus habe. Er habe auch die Schilluk besuchen wollen, habe ihnen ihr Kind zurückgebracht und wünsche, auch bei ihnen eine Wohnung zu bauen, um die Schillukinder allerlei Nützliches zu lehren, den Kranken gute Arznei zu geben und allen Schilluk den Weg zu Allah (Gott) zu zeigen. Bol, der Zauberer, hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und verlor kein Wörtchen von dem, was in langsam gesprochenen Sätzen von des weißen Mannes Lippen kam und aus des Uebertragers Munde in der Sprache der Dschollo verständlich wiedertönte. Kaltoh, der Wackere, der gleichfalls in der Nähe des Großhäuptlings saß, folgte den Verhandlungen mit

sichtlichem Wohlwollen. Er konnte es dem weißen Fremden nicht vergessen, daß er ihm seine Ador, seinen Stolz und seine Freude, heil und gesund wieder gebracht; außerdem hatte sein Kind von diesem Manne und seinen Gefährten nur Gutes zu berichten gewußt. Der Großhauptide selbst anerkannte die edle That seines Besuchers, das angestammte Mißtrauen aber machte ihn vorsichtig und zurückhaltend. Doch sah es keinen Grund, die Bitte Reinthalers, sich am Ankerplatz der Schiffe am Nilufer niederlassen zu dürfen, abzuschlagen. Als die Verhandlungen zu diesem befriedigenden Ergebnis gekommen waren, überreichte der Provikar dem Großhauptide einige Geschenke: Glasperlen, Messingdraht und ein größeres Stück Leinwand. Dann schieden die beiden Männer im besten Einvernehmen.

Als Reinthaler zum Flusse zurückkehren wollte, trat einer der Schilluk auf ihn zu, der seine Rechte ergriff und ihn grüßte. Dann faßte er mit beiden Händen den Kopf des verwunderten Provikars und spuckte ihm sachte auf den Scheitel, die vertraulichste Gruß- und Segensformel der Schilluk. Es war Kaltoh, der ihn einlud, seinen Kal zu besuchen, wozu Reinthaler nach erhaltener Aufklärung durch Mabruk gern bereit war. Im Kal fand er Ador, die knieend den Boden vor seinen Füßen reinwischte, ein Zeichen großer Ergebenheit. Man sah es ihr an, daß sie glücklich war, wieder in der Heimat und unter ihren Lieben zu sein. Da war auch Abuol, die Mutter Adors, die es ihrer Tochter gleichzutun suchte in Ergebenheitsbezeugungen. Dann aber mußte die Frau auf Kaltohs Geheiß Bier und Milch bringen zur Bewirtung des Gastes. Mabruk hatte vollauf zu tun, alle Fragen des biedern und geweckten Mannes zu überlegen, und auch Reinthaler erfuhr manches über die Verhältnisse im Dorfe. Höchst befriedigt von seinem Besuche verließ der Provikar den gastlichen Kal und kehrte zu seinen wartenden Genossen am Ufer zurück, die voller Teilnahme seinem Berichte lauschten und seine guten Eindrücke teilten.

Es galt nun, den Platz der künftigen Missionsniederlassung in geeigneten Stand zu setzen und den Boden von wilden Pflanzen und Dornsträuchern zu reinigen, eine anstrengende und zeitraubende Arbeit. Die Missionare waren dabei ganz auf sich selbst angewiesen, denn von den Schilluk, die sich tagsüber zu Duzenden als müßige Zuschauer im Missionslager aufhielten und den schwer arbeitenden Weißen stundenlang zusahen, rührte keiner einen Finger zur Hilfeleistung. Von weit her kamen die Schilluk, die merkwürdigen Bonjos zu sehen. Die Männer waren alle nackt, die Frauen züchtig mit Fellen bekleidet. Die Leute brachten Hühner, Eier und Milch zum Tausch gegen Perlen, Messingdraht und Salz; Leinwand verschmähten sie.

Indessen ließ der Provikar den eigentlichen Zweck der Missionsfahrt, die Versorgung der Stationen am oberen Bergstrom, nicht außer Acht. Er schickte P. Samuel mit elf seiner venetianischen Genossen auf einer Barke nach Heiligkreuz, wo sie nach einiger Zeit wohlbehalten ankamen. Der dortige Missionär, der Weltpriester Franz Morlang, aus Tirol, war nicht nur bei den Rietsch-Dinka, sondern auch bei den Bari zu Gondokoro tätig gewesen. Er blieb noch mehrere Monate in der Missionsstation Heiligkreuz, um die neu angekommenen Missionäre in die Verhältnisse einzuführen und kehrte dann nach Europa in seine Heimatdiözese Bressanone zurück, wo er einige Zeit seelsorglich wirkte, um endlich als Missionär nach Südamerika zu gehen.

Bol, der Zauberer, besah sich natürlich auch die werdende Ansiedlung der Bonjos. Die Sache wollte dem Fremdenhasser nicht gefallen. Er machte kein Hehl aus seiner Ansicht, besonders nicht dem Großhauptideing gegenüber, der nachdenklich gestimmt wurde. In den Ratsversammlungen kam es zu Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen zwischen Bol und Kaltoh. „Diese Weißen sind keine Sklavenhändler“, behauptete der Schmied mit Wärme, was ihm viele beistimmende „hm“ eintrug. Bol hingegen vertrat den durchaus entgegengesetzten Standpunkt. „Diese Bonjos sind die Allerschlimmsten. Sie suchen sich bei uns einzuschmeicheln, um uns sorglos zu machen. Dann werden sie unsere Kinder in die Sklaverei schleppen, sie schlachten und aus ihrem Blute tödtliches Gift bereiten. Was würde Njikang, unser ruhmreiche Ahne, sagen, wenn seine Schilluk sich weich und nachgiebig gegen die falschen Fremden zeigen? Sein Fluch wird euch treffen.“ Seine Worte blieben nicht ohne Wirkung; der Großhauptideing hüllte sich in nachdenklichen Tabaksqualm, und manches grüblerische „hm“ folgte den Ausführungen Bols, des Wissenden.

Inzwischen suchten die Missionäre in die Sprache der Schilluk einzudringen. Zu dem Zwecke mußten sie sich Wort für Wort mühsam erwerben. Mabruk, der Dolmetsch, zeigte sich lässig, und betrachtete sich offenbar nur dem Provikar dienstbar. Er hätte aber auch den Neulingen (und das waren fast alle) nicht dienlich sein können, da diese noch nicht Arabisch verstanden. So mußten sie von den müßig umher stehenden Schilluk selbst die Worte herauszufischen suchen.

Zur Errichtung von Hütten stellte der Großhauptideing eine Anzahl seiner Leute zur Verfügung. Die Schilluk bauen schöne runde Tonhütten mit hohem kegelförmigen Strohdach. Fenster gibt es nicht darin. Der Eingang ist ein länglichrundes Loch in der Lehmmauer, durch das man auf allen Vieren kriechen muß.

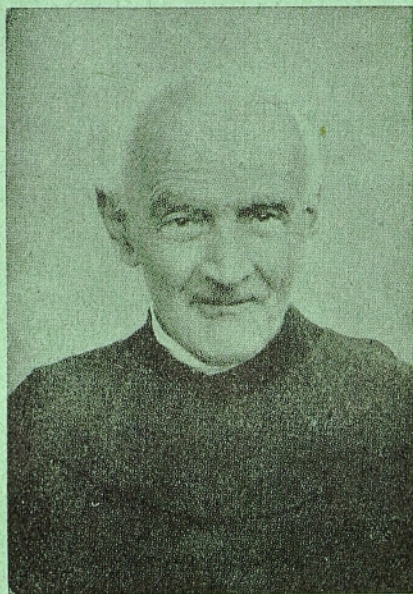
Die Hilfe der Schilluk beim Baue der Hütten mußte durch Abgabe bedeutender Geschenke belohnt und mehr als bezahlt werden. Nachdem sechzehn Hütten fertiggestellt waren, begab der Provikar sich noch einmal zum Großhauptideing, um ihm für die Hilfeleistung beim Bauen zu danken und ihm einige Geschenke zu überbringen. Seine Ausnahme war merklich kühler als das erste Mal; doch zeigte Atschwat sich nicht gerade unfreundlich. Es sollte Reinthalers letzter Besuch zu Akuruar sein.

Auffällig war es, daß der Großhauptideing nie einen Gegenbesuch machte. Die Haltung aller Schilluk zeigte mehr und mehr Mißtrauen. Es schien nicht geraten, den Platz der Ansiedlung zu verlassen, da die unfreundliche Haltung der Schilluk keine Gewähr bot für persönliche Sicherheit.

Reinthalers und seine Mitarbeiter kamen immer mehr zu der Ueberzeugung, daß die Aussichten auf eine erfolgreiche Missionstätigkeit bei den Schilluk äußerst geringe seien; ihre Zeit schien noch nicht gekommen.



Bruder Meinrad hilft.



Durch die Fürbitte der lieben Mutter Gottes und des gottseligen Bruder Meinrad sowie des sel. Bruder Klaus ist mir gut geholfen worden. Es sei Ihnen dafür inniger Dank ausgesprochen. Veröffentlichung war versprochen.

F. L., Rt. Schwyz.

Mit Freuden teile ich Ihnen mit, daß ich durch die Verehrung des gottseligen Bruder Meinrad und der lieben heiligen Mutter Gottes in verschiedenen sehr schweren Anliegen erhört worden bin. Eine heilige Messe in der Gnadenkapelle und Veröffentlichung wurde versprochen, um zur Heiligsprechung des lieben Bruder Meinrad beizutragen.

E. U., St. Gallen.

Für Hilfe in mehreren schweren Anliegen bin ich dem gottseligen Bruder Meinrad und dem hl. Thaddäus großen Dank schuldig.

P. B., Rt. St. Gall.

Durch die Fürbitte des guten Bruder Meinrad ist mir in meinen schweren Anliegen wunderbar geholfen worden. Mit großem Vertrauen werden wir den Diener Gottes auch fernerhin verehren und anrufen. Veröffentlichung war versprochen.

F. C. M. B. V., Rt. Aargau.

Kann Ihnen mit Freuden mitteilen, daß der gute Bruder Meinrad uns in zwei Krankheitsfällen rasch geholfen hat. Bitte um Veröffentlichung.

F. W. L. S., Rt. Aargau.

Man ist dringend gebeten, Erhöhrungen durch Bruder Meinrad zu melden an P. Cellerar, Kloster Einsiedeln.